



SÁNDOR PET FI
GEDICHTE

Übersetzt und mit einem Vorwort
von
ZOLTÁN FRANYÓ



KRITERION VERLAG BUKAREST 1975

Umschlagentwurf Alexandra Szathmáry

Vorwort

Wie beurteilen wir heute, hundertfünfzig Jahre nach seiner Geburt, den Dichter Petöfi? Was vermögen uns seine Gedichte heute, in einer Epoche geistiger und sozialer Umwälzungen zu sagen?

In den längst überholten Feststellungen der orthodoxen Ästhetik, in ihren nichtssagenden Bestandsaufnahmen steckt dennoch ein Körnchen Wahrheit: Petöfi ist bald der „volkstümliche Lyriker“, bald der „Volksdichter der“, der „Freiheitsbarde“ oder „Sänger der ungarischen Tiefebene“. Jede dieser Einstufungen paßt vollkommen zu ihm, jedoch nur dann, wenn wir ihr größere Spannweite und einen reicheren, echteren, lebendigeren Inhalt geben. Petöfi ist tatsächlich ein „Volksdichter“, dessen Sprache dem Humus der Volkssprache entsprossen ist, dessen früheste lyrische Gebilde die zwar naive, aber damals noch recht fruchtbare Tradition des Volkslieds in sehr persönlichen Versen neu erklingen ließen, dessen junge Begabung den Freiheitswillen, den revolutionären Drang des sowohl politisch wie auch wirtschaftlich unterjochten ungarischen Volkes in künstlerischer Vollendung zum Ausdruck brachte.

Das Genie steigt keinesfalls zufällig aus der gärenden Tiefe der Jahrhunderte herauf. Jede Nation bringt ihre größten Geister (also auch ihre genialsten Dichter) fast immer in dem Augenblick hervor, da die Sprengung abgelebter Lebensformen und die innere Erneuerung, wenn auch nur für kurze Dauer, mit dem Rhythmus der allgemein-menschlichen Entwicklung zeitlich zusammenfallen.

Petöfis dichterische Größe, seine allen Analogien spottende Einmaligkeit, sehe ich in zwei scheinbar gegensätzlichen,

jedoch einander steigernden, vertiefenden Grundeigenschaften seines Charakters. Erstens in seinem aus der Einheit von Leben und Dichtung hervorstürmenden unbändigen Freiheitswillen, zweitens in der Intensität seiner gestaltenden Phantasie.

Die mit elementarer Kraft zum Ausdruck gebrachte leidenschaftliche Forderung nach Freiheit ist bei Petöfi kein bloß literarisches oder politisches Programm, nicht das Ergebnis wissenschaftlicher Erkenntnis. Diese Leidenschaft beherrscht seine ganze seelische Struktur, bestimmt seine Ansichten entscheidend, ordnet schon im Unbewußten seine Ideen und Assoziationen, drängt im schöpferischen Augenblick alle dichterischen Potenzen in eine bestimmte Richtung.

Petöfi wurde in eine der kritischsten Epochen seines Volkes hineingeboren, in eine Zeit, da die Revolution im Volke herangereift war, und das Zusammentreffen von Massengeist und Genie in seiner Persönlichkeit, der vollendete Ausdruck des Wunsches und des Willens dieser Zeit, ist ein seltenes Wunder der Geschichte; von dieser Begegnung erhielt die kulturelle Entwicklung einer ganzen Generation neuen Antrieb.

Es besteht kein Zweifel, daß Petöfis Freiheitswille, der sein ganzes Wesen beherrschte und aus all seinen Worten und Taten gewaltig sprach, hauptsächlich von den Lehren der Französischen Revolution, von den Schriften Voltaires und Rousseaus bereits in seiner Mittelschulzeit entscheidend beeinflusst wurde. Alle anderen literarischen Strömungen seines Jahrhunderts, z. B. die Romantik, haben ihn in keiner Weise beeinflusst. Schöngeister taten Petöfis Verskunst aus diesem Grunde oft als ungehobelte, kindisch naive Bauerndichtung ab. Was seine neue, volksverbundene, offene, unmittelbare Dichtungsart anbelangt, mögen sie in mancher Hinsicht recht gehabt haben. Doch darf man nie vergessen, daß diese „naiv“ genannte, ungekünstelte Ausdrucksweise die Eigenart eines Jünglings war, der weder Zeit noch Geduld hatte, seine Verse in kühler Handwerksarbeit, nach ausgeklügelten Mustern zu hübschen, wohlklingenden Strophen zusammen-

zufügen — er wollte mit jeder Zeile für freiere Menschlichkeit kämpfen! In Petöfis Dichtung ist nichts vom blendenden Feuerwerk in sich zurückstrahlender Symbole und auch nichts von der empfindsamen Stimmungssyrik im Stile der Biedermeier-Zeit zu finden, sondern das heroische Pathos eines Kämpfers. Jedes seiner Gedichte ist wortgewordene Tat.

Das fast ausschließliche Ausdrucksmittel seines unmittelbaren, primären Erlebens ist jeweils das Bild, das naturhafte Gleichnis. Petöfi ist kein kontemplativer, philosophierender Dichter, der belehrt oder Empfindungen analysiert; er offenbart sich vielmehr durch die Synthese dieses oder jenes Gleichnisses, läßt ein Bild aufblitzen, mit solcher Vollendung, daß sein ganzer Gemütszustand darin miteinbeschlossen ist; aus einem einzigen Vergleich kann man sein ganzes Schicksal herauslesen. Begriffe, Leidenschaften, Gedankengänge verschmelzen zu plastischer Gestalt. Seine Metaphern werden niemals bloß um ihrer artistischen Schönheit willen ins Gedicht verwoben, sondern um einen Seelenzustand vollkommener ans Licht treten zu lassen.

Es ist nur zu begreiflich, wenn dieses unbezähmbare Temperament, diese stürmische Leidenschaft, diese dämonische Spannung menschlichen und dichterischen Trotzes die starren Schranken der herkömmlichen Versformen für zu eng empfunden hat.

Es muß immer wieder betont werden, daß Petöfi nicht nur der Dichter der Revolution von 1848 gewesen ist, sondern der revolutionäre Sänger schlechthin. Aus der Perspektive ewig menschlicher Erneuerung, aus der Perspektive der Revolution, die sein Volk von allen veralteten Ideen befreien und zur Freiheit führen sollte, verloren die kurzlebigen Dogmen und nationalistischen Vorurteile für den prophetischen Dichter jede Bedeutung. Petöfi vermochte dem Patriotismus der historischen Klassen kein Vertrauen entgegenzubringen, sein Haß richtete sich sowohl gegen Kaiser und Könige, als

auch gegen den damals noch bedeutende Vorrechte genießenden Adel. Von 1845 an schon sagte er mit prophetischer Besessenheit die Revolution voraus, nicht kraft irgendwelcher übernatürlicher Eingebungen, sondern durch die einzigartige Begabung des Genies, dem sich durch Assoziation vereinzelter, für den Durchschnittsmenschen unbemerkbarer Erscheinungen die verborgensten Zusammenhänge in vollkommener Klarheit offenbaren. Des Dichters geistige Anlage reagierte mit besonderer Empfindlichkeit auf das leiseste Zeichen, das von der herannahenden Revolution kündete.

Petőfi, dessen demokratische Weltanschauung aufrichtiger als die jedes anderen war, hatte auch zu den volksfreundlichen Schlagworten der Reformbewegung nicht viel Vertrauen. Als am 15. März 1848 der Aufstand ausgebrochen war, konnte die durch Petőfi zum Sturm geführte Pester Jugend sowohl die schönrednerischen Demagogen der Befreiung, als auch die Theoretiker der Reformbewegung in wenigen Minuten von der politischen Bühne fegen. Als die Revolution ausbrach, schien es, daß die unterdrückten Leibeigenen auch in Ungarn zum entscheidenden Schlag gegen den Adel ausholen würden. Im festlichen Rausch des Freiheitstraums, den man endgültig verwirklicht glaubte, beurteilte auch Petőfi die Lage optimistisch. In dieser Überzeugung schrieb er die siegesbewußten Verse:

Das Meer ist aufgestanden,
Der Völker Riesenmeer;
Schon Erd und Himmel schrecken
Die wild erregten kecken
Sturmwellen ringsumher.

Dieser für Petőfis innere Entwicklung vielleicht wichtigste Zeitabschnitt — was Weltanschauung, Stimmung und Sprache anbelangt — fand seinen gültigen Niederschlag in dem 1848

entstandenen Gedicht „Nur ein Gedanke“. Seine Phantasie erahnt die Zukunft mit erschütternder Gewalt:

Wenn einst, des Joches schon zu müd,
Die Sklavenschar zur Walstatt zieht,
Die Wangen gerötet, mit roten Fahnen,
Auf denen das Wort, als heiliges Mahnen,
„Weltfreiheit“ flammt...

Dieses Gedicht — fast eine Vorahnung seines Heldentodes, den er am 31. Juli 1849 bei Schäßburg als Major und Flügeladjutant des Kommandanten General Bem im Kampfe gegen die übermächtige zaristische Armee erlitten hat — ist eine in der Phantasie unmittelbar erlebte apokalyptische Völkerschlacht, in der es die endgültige Freiheit zu erkämpfen gilt.

Der Dichter geht nicht dadurch siegreich in die Unsterblichkeit ein, daß man die warme Lebendigkeit seines Wesens in der geschmacklosen Pose eines Denkmals erstarren läßt oder daß unwürdige Nutznießer seines Erbes seinen Namen zu ihren politischen Zwecken mißbrauchen, sondern dadurch, daß die in seiner Poesie verdichtete Kraft bis in die fernsten Peripherien der Nation wirkt. Ein Dichter ist dann unsterblich, wenn der geheime Blutkreislauf seiner Dichtung jede Schicht der Volksmassen erfaßt, wenn die Energie, die er — durch Vermittlung der Volksdichtung — aus der Volksseele empfangen hat, durch die suggestive Wirkung des Gedichtes in die Massen zurückströmt, wenn aus dem Lied wieder ein Lied entsteht, aus dem primitiven, naiven „Volkslied“ ein tieferes, menschlicheres, ergreifenderes „Lied des Volkes“, das die Herzen all jener, die es vielleicht als anonyme Schöpfung singen werden, in einem gemeinsamen Rhythmus pochen läßt.

Zoltán Franyó